

Profile der Weltpolitik

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **45 (1966)**

Heft 6

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der von Indien. Zum Teil wohl auch, weil seit vier Jahrhunderten keine geographisch neuen Gebiete auf der Erde mehr erschlossen wurden; und so wird – obwohl es durchaus nicht zutrifft – allgemein angenommen, daß es auf der Landkarte keine weißen Flecken mehr, daß es auf Erden nichts mehr zu entdecken gäbe. Darum wirkt wohl die Raumforschung so besonders neu, so besonders aufregend, sie wird als welterschütternd betrachtet, weil nun der Mensch nicht mehr unwiderruflich an die kleine Erde gekettet scheint. Raumfahrt ist das größte, wenn auch kostspieligste, Abenteuer unserer Zeit. Und da die Lust am Abenteuer durchaus menschlich ist, ist auch die Suche nach neuen Welten in der Milchstraße menschlich begreiflich, wenngleich all die Eile, all die Hast von heute nicht unbedingt nötig wäre!

Profile der Weltpolitik

«Wer Kritik an seinem Vaterland übt, erweist ihm einen Dienst und macht ihm zugleich ein Kompliment – einen Dienst, weil Kritik der Anlaß sein könnte, mehr als bisher zu leisten, ein Kompliment, weil Kritik den Glauben voraussetzt, das eigene Land könne noch mehr leisten als bisher.» Mit diesen bemerkenswerten Sätzen leitet der profilierte amerikanische Senator William Fulbright, Vorsitzender der Außenpolitischen Kommission, einen aufsehenerregenden Artikel ein unter dem Titel «Amerika erliegt dem Hochmut der Macht», der kürzlich auch im «Spiegel» abgedruckt wurde. Fulbright befaßt sich darin mit dem grundsätzlichen Thema «Weltpolitik und Demokratie», das sich deutlich vom Hintergrund Vietnam abhebt, von Vietnam, dessen Krieg Fulbrights Kommission besonders kritisch unter die Lupe genommen hat.

«Ich werde Amerika kritisieren – nicht ungerecht, hoffe ich, und immer in der Hoffnung, ihm einen Dienst zu erweisen, voll Vertrauen, ihm ein Kompliment zu machen. Es ist keine Beleidigung, sondern ein Lob, wenn man sagt, Amerika sei es wert, kritisiert zu werden.» Und Fulbright schreibt weiter: «Die Frage, die mich bewegt, obwohl ich sie nicht beantworten kann, lautet, ob eine so ungewöhnlich begabte Nation wie die amerikanische den Hochmut der Macht überwinden kann, der in der Vergangenheit so viele große Nationen befallen, geschwächt und in manchen Fällen vernichtet hat.»

Kritik an Amerika, Kritik am Vietnamkrieg ist angebracht, denn Amerika bewegt sich am Rande des Abgrunds, am Rande des Atomkrieges. Wird Amerikas Stolz, Amerikas Hochmut, um mit Fulbrights Worten zu sprechen, wird Amerika eine Niederlage in Vietnam zulassen, wird es die Entscheidung zu seinen Gunsten mit letztem (Atom-)Einsatz suchen oder gibt es eine dritte Lösung, einen Frieden, der Amerikas Gesicht wahrt?

Kritik an Amerika? Sie ertönt weltweit, auch in der Schweiz. Nicht immer, in den meisten Fällen nicht, ist sie amerikafeindlich, sie ist sachlich und berechtigt, ganz im Sinne Fulbrights, eine Kritik, die ein Kompliment bedeutet. Kritik an Amerika wird oft mit dem Hinweis abgelehnt, man müsse dankbar sein dafür, was Amerika Europa während des 2. Weltkrieges Gutes geleistet habe, es sei der Retter Europas. Das soll nicht bestritten werden, es ist aber kein Argument, daß man den Vietnamkrieg nicht kritisieren sollte, daß man Amerika für alles einen Freipaß gibt, nur weil es Europa gerettet hat. Perfid ist das Argument des berühmten «Trumpf-Buur», alle Kritik an Amerika sei letztlich kommunistisch gesteuert. Das kommt wieder auf das McCarthysche Hexenjagdmotto heraus: Wer irgend etwas Westliches kritisiert, ist ein Kommunist! Gegen diese Hysterie sollte man nun endlich immun sein.

Das amerikanische Engagement in Vietnam dauert nun schon seit 1954, drei Präsidenten sahen sich zusehends mit dem Problem konfrontiert. Eisenhower war die Verpflichtung eingegangen, Kennedy mußte sie übernehmen, und Johnson sucht verzweifelt eine Lösung. Keiner freut sich über das amerikanische Engagement in Südostasien; schon Kennedy hatte dunkle Vorahnungen, als er zu einem Berater bemerkte, als sie miteinander ein Gesuch um Entsendung eines Truppenkontingentes besprachen: «Sie wollen ein amerikanisches Truppenkontingent. Sie sagen, es ist nötig, um das Vertrauen wiederherzustellen und die Moral aufrechtzuerhalten. Die Truppen marschieren ein, die Kapellen spielen, die Menge jubelt – und vier Tage später ist alles vergessen. Dann heißt es, wir müßten mehr Truppen schicken. Es ist wie beim Trinken: Die Wirkung läßt nach, und man braucht noch ein Glas.»

Es braucht mehrere Gläser, und doch ist trotz dem nun massiven amerikanischen Engagement kein Sieg in Sicht, kein Ende abzusehen. Johnson führte die massiven Truppenverstärkungen nach Südostasien, er führte jene Maßnahme durch, die er schon als Vizepräsident empfohlen hatte. Doch Kennedy war unschlüssig, er schwankte zwischen dem Rat Johnsons und jenem Chester Bowles, der eine Neutralisierung des ganzen südostasiatischen Raumes empfahl.

Vielleicht liegt der Hochmut Amerikas darin, daß es sich in einen großen Krieg stürzte, auf den es nicht vorbereitet war, den es aber selbstverständlich in kürzester Zeit gewinnen wollte. Nicht vorbereitet? Zur Zeit Eisenhowers und seines Außenministers John Foster Dulles gefiel sich Amerika in der Rolle der überlegenen Nuklearmacht. Dulles sprach immer vom großen Gegenschlag, von der großen Vergeltung, die jedem Aggressor von Amerika drohe. Dafür vernachlässigte man die konventionelle Rüstung, von Guerillakrieg sprach niemand. Erst unter Kennedy wurde dieser neuen Kriegart eine gewisse Aufmerksamkeit geschenkt, jener Kriegart, die im Buch des amerikanischen Journalisten Malcolm W. Browne («Das neue Gesicht des Krieges»,

Huber, Frauenfeld) so hervorragend beschrieben ist, jener Kriegsart, die Mao in seinen Schriften gelehrt hat. Der Krieger müsse sich im Volk so bewegen können wie ein Fisch im Wasser. In diesem Sinne war Amerika unvorbereitet, in einem Krieg, der keine festen Fronten hat, im Krieg der Hinterhalte, im Terror um des Terrors willen.

Johnson betrachtete noch als Vizepräsident Vietnam bei einem Besuch als eine «jener jungen, naiven Nationen», die von den Vereinigten Staaten auf den rechten Weg gebracht werden mußten. Er vergaß die jahrhundertealte Tradition des Landes, die sich in den Buddhistenaufständen wieder manifestierte; er kalkulierte zuwenig ein, daß Südvietnam eine Nation ist, die immer ein oder zwei Schritte von der Anarchie entfernt lebt.

Der Kampf gegen die Kommunisten in Vietnam wurde anfänglich zu sehr den Militärs überlassen, doch mußte Johnson bald einsehen, daß die Gefahr auf lange Sicht nicht vom Kommunismus herrühre, sondern von Hunger, Unwissenheit, Krankheit und Armut. «Das sind die Feinde, die wir zum Ziel unseres Angriffes machen müssen – ungeachtet der Strategien, die wir entwickeln – und gegen die wir wissenschaftliche und technologische Kapazität phantasievoll einsetzen sollten.»

Es blieb nicht bei diesen Worten des amerikanischen Präsidenten, er ließ auch Taten folgen. Neben amerikanischen Bombern und Soldaten schickte er nun auch Entwicklungshelfer ins schwer geprüfte Südvietnam, getreu der Devise des Guerillakrieges, zuerst müßten die Menschen, dann könne der Krieg gewonnen werden.

Doch diese kombinierte Hilfe erwies sich nicht immer als sehr sinnvoll, wie folgendes Beispiel beweist, das dem Buch von Browne entnommen ist:

«Ich hatte Gelegenheit, einmal ein Dorf an der Südspitze Vietnams zu besuchen, wo ein Zivilhelferteam eingesetzt war. Am Tag zuvor war es dort zu einem blutigen Gefecht gekommen, und das Dorf litt schwer unter den Folgen des Krieges. Es war offensichtlich, daß die größte Arbeit der Zivilhilfeaktion von einem jungen amerikanischen Armeehauptmann, einem Neger, übernommen worden war. Er ging mit einem Dolmetscher bis in die weitere Umgebung des Dorfes und versuchte, sich ein Bild davon zu machen, was im betroffenen Gebiet am dringendsten benötigt wurde. Sein höfliches Benehmen und sein aufrichtiges Mitgefühl bekehrten offenbar viele Bauern, besonders die älteren. Wo immer er sich hinwandte, schien er Freunde zu gewinnen. Gegen Abend mußte jemand eine Meldung durchgegeben haben, am andern Ende des Dorfes seien Vietkongs gesichtet worden. Ohne vorherige Warnung tauchten zwei Kampfflugzeuge auf, belegten das Dorf mit Raketen und schweren Geschossen und sprengten den halben Ort in die Luft. Zurück blieben Trümmer, brennende Holzsplitter und verkohlte, in alle Richtungen verstreute Körperteile.

Von da an war es dem Amerikaner unmöglich, mit irgend jemandem aus dem unversehrten Teil des Dorfes ins Gespräch zu kommen.»

«Ich werde Amerika kritisieren», sagt Fulbright, «ihm einen Dienst zu erweisen.» Der kritischen Worte sind viele gefallen, nicht nur von Fulbright, sondern in der ganzen Welt, aber eine wirkliche Lösung des Problems konnte noch niemand vorschlagen. Ein Nuklearkrieg? Neutralisierung? «Es besteht die Möglichkeit, daß der Krieg von den Vereinigten Staaten aus dem einen oder andern Grund verloren werden könnte», schreibt Malcolm W. Browne. «Es besteht die Möglichkeit, daß der Krieg von den USA gewonnen werden könnte», kontert Maxwell Taylor.

Chinas nuklearer Vormarsch

Zweimal machte das kommunistische China in letzter Zeit Schlagzeilen: bei den Gerüchten um Maos Krankheit oder Tod und bei der Explosion der dritten chinesischen Atombombe. Nachrichten aus China sind relativ selten, es gefällt sich nicht in Publizität. Die Meldungen der offiziellen Nachrichtenagentur «Neues China» erfolgen im üblichen undurchsichtigen Jargon, Aktualitäten werden oft lange zurückgehalten. Nur so sind die Rätsel um Mao zu verstehen; die Gerüchte um seine Krankheit sind nicht neu, gewiß ist nur, daß er alt und nicht mehr im Besitz der vollen körperlichen Leistungsfähigkeit ist. Formell übt er noch die Macht aus, ob auch wirklich?

Die Explosion der dritten Atombombe wurde, wie schon bei der zweiten, vom amerikanischen Geheimdienst CIA aufs genaueste vorausgesagt. Samosatelliten und U-2-Aufklärer hatten die Vorbereitungen am Salzsee Lop Nor in der Sandwüste Taklamakan seit langem beobachtet.

Nach zuverlässigen Angaben besitzt China heute rund 40 Atombomben, die erste Versuchsexplosion vom 16. Oktober 1964 hatte ungefähr die Kraft der Hiroshima-Bombe, die zweite vom 14. Mai 1965 war bereits erheblich stärker, und die dritte vom 9. Mai 1966 enthielt Elemente einer Wasserstoffbombe. Noch bei den Atomstoppverhandlungen im Juli 1963 hatte Chruschtschew den Amerikanern versichert, daß es «lange, lange Zeit» gehen werde, bis China eine Atommacht von Bedeutung sei. Und kurz vor der Explosion der ersten chinesischen Bombe hatte US-Verteidigungsminister McNamara gesagt: «China kann in diesem Jahrzehnt noch nicht zu einer atomaren Gefahr werden.»

China hat zwar als erstes asiatisches Land die Atombombe, aber es fehlt ihm noch die Möglichkeit, sie gegebenenfalls wirkungsvoll einzusetzen, denn es besitzt noch nicht die nötigen Nuklearträger. China stützt sich im wesentlichen auf veraltete russische Bomber, die keine große Last tragen können. Doch McNamara hat sich von Chinas Leistungsfähigkeit überzeugen müssen, indem nach seinen Angaben China bereits nächstes Jahr imstande sein werde,

die erste Mittelstreckenrakete von 1400 Kilometer Reichweite abzufeuern, und Interkontinentalraketen sollen schon 1975 bereit sein. In Richtung auf Newyork, auf Moskau? China ist unzweifelhaft zu einer atomaren Gefahr geworden.

Es wäre heute ein verhängnisvoller Irrtum, China nicht ernst zu nehmen; trotz seinen offensichtlichen außenpolitischen Rückschlägen ist es entschlossen, sich aus seiner Isolierung zu lösen und das «amerikanisch-sowjetische Ränkespiel» zu durchkreuzen. China bedroht mit seiner im Aufbau begriffenen Nuklearmacht das atomare Patt zwischen der Sowjetunion und Amerika.

Sozialistische Einigung in Frankreich

Nicht nur zeigte die Tagung der Sozialistischen Internationale in Stockholm ein Bild der Einigkeit und des gemeinsamen Vorgehens im sozialdemokratischen Lager, sondern auch in Frankreich hat sich auf der Linken erfreulicherweise ein Bild der Geschlossenheit im Hinblick auf die bald fälligen Parlamentswahlen ergeben, die die Weichen des Nach-Gaullismus stellen werden.

Erfocht bei den Präsidentschaftswahlen vom vergangenen Dezember der Kandidat der Linken, François Mitterrand, einen beachtlichen Erfolg, so scharen sich nun die Linkskräfte, mit Ausnahme der Kommunisten, in einem Schattenkabinett nach englischem Muster hinter den erfolgreichen Oppositionskandidaten. Die klare Trennung gegen die Kommunisten erlaubte es auch dem Bürgermeister von Marseille, Gaston Defferre, neben Guy Mollet als gewichtige Verstärkung ins Schattenkabinett einzutreten, was ein geschlossenes Bild ergibt und für die Zukunft einiges verspricht. *Otto Schmidt*

Literatur

Eine Übersicht über den internationalen Faschismus

Nach dem Tod ihres Gründers Dr. Alfred Wiener (1964) wurde die Leitung des als Zentrum der Dokumentation über den deutschen Nationalsozialismus rühmlichst bekannten Londoner *Wiener Library* von dem Schriftsteller *Walter Laqueur* übernommen. Er hat das bestehende Institut um eine Zentrale für zeitgeschichtliche Studien erweitert und als deren erste Lebensäußerung das erste Heft einer neuen, von ihm und Professor Georg Mosse von der University of Wisconsin redigierten Zeitschrift «Journal of Contemporary History» vorgelegt. Wenn man bedenkt, daß es bisher im englischen Sprachbereich eine spezifisch dem Studium der zeitgenössischen Geschichte gewidmete Zeitschrift nicht gegeben hat, muß man diese eine Lücke füllende Neuerscheinung herzlich begrüßen. Das erste Heft ist ganz dem sicherlich noch nicht genügend durchleuchteten Phänomen des «Internationalen Faschismus